



Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Es giebt einen Zeitraum in der Geschichte der deutschen Literatur, dessen Erscheinungen und Persönlichkeiten einen erfreulichen Gegensatz gegen den Charakter des literarischen Lebens unserer Tage bilden. Hat man unserm Zeitalter, und wohl nicht mit Unrecht, schon im Allgemeinen den Vorwurf der Selbstsucht und des Ueberwiegens der materiellen Interessen gemacht; so kann es nicht Wunder nehmen, daß dieser allgemeine Charakter der Zeit sich auch in deren einzelnen Erscheinungen, und mithin auch in den Persönlichkeiten der Literatur abspiegelt und ausprägt. Man könnte das literarische Treiben in unseren Tagen mit dem Schauspiel einer habgierigen Menge, unter welche Geld geworfen wird, oder mit dem verzweifelden Drängen eines auf dem Rückzuge begriffenen Heeres, dessen gejagte Haufen in wilder Flucht dem engen Uebergange über einen reißenden Strom zudrängen, nicht unpassend vergleichen. — Unwillig über ein solches Schauspiel wendet sich daher der Blick des Beschauers mit um so größerem Behagen auf einen Abschnitt unserer Literaturgeschichte, der, wie gesagt, einen erfreulichen Gegensatz zu unseren Tagen bildet. Es ist dieß jene Zeit der wahren Begeisterung für das Große und Schöne, vor welcher Selbstsucht und Eitelkeit in den Hintergrund traten; jene Zeit des gegenseigen Hebens und Tragens; jene Zeit, in welcher diejenigen, die Deutschland damals seine größten Geister nannte, eine Liebe und Freundschaft so zärtlicher, so begeisterter Natur umschlang, daß wir die Ideale der Freundschaft im klassischen Alterthume wieder aufgelebt und verwirklicht glauben möchten, mit einem Worte: jene Zeit, die einen Gleim, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder und Andere gebahr, deren Verdienst und Größe nur eine undankbare, auf den Schultern der Vorzeit groß gewordene, Jugend zu verkleinern und zu schmähen wagen kann. — Die schönsten Züge aber des tiefen, gemüthlichen Charakters jener Literaturepoche vereinigt der Mann in sich, dessen Leben wir in diesen Blättern vor unsern Lesern aufzurollen gedenken, und mit dessen Namen schon sich die Begriffe heimischer Gemüchlichkeit verbinden. Denn wer kennt nicht den alten Gleim, wer nicht den alten Grenadier?

Am Sonntage Palmarum, den 2. April 1719, wurde in dem im Fürstenthum Halberstadt, in einer schönen Gegend, am Selkebach gelegenen Städtchen Ermsleben, dem Obereinnehmer des Kreises, Johann Laurentius Gleim, das vierte seiner zwölf Kinder, ein Knabe, geboren, der die Namen Johann Wilhelm Ludwig erhielt. Sein Vater war ein sehr glücklich organisirter, für alles Gute und Schöne empfänglicher Mann, von starkem und heftigem Charakter, beharrlichem Willen und Liebe zu

den Wissenschaften; seine Mutter, eine vortreffliche, fluge Hausfrau, sehr wohlthätig und überaus fromm, die oft im verschlossenen Kämmerlein auf den Knien lag im Gebet für ihre Kinder. Unser Wilhelm war der ernsthafteste seiner Geschwister und darum der Liebling seiner Aeltern: er ward schon in seinem dritten Jahre dem Rector Schumann zu Ermsleben zum Schulunterricht übergeben. Schon im 8. und 9. Jahre ging er seinem Vater in dessen Berufe mit Schreiben an die Hand, und begleitete ihn auf seinen Reisen in die zu seiner Kreiseinnahme gehörigen Dorfschaften, wobei der Knabe die schönsten Berg- und Thalschönheiten sah und unzählige Bergbäche rauschen hörte, wodurch sich freundliche Bilder der Natur der jugendlichen Phantasie tief einprägten. Im zehnten Jahre wurde der Knabe dem Prediger M. Zabel zu Döbberneck, einem halberstädtischen Dorfe, übergeben, der in seinen zwei Töchtern, dem jungen Gleim und einem anderen Knaben, ein kleines Auditorium um sich versammelte, dem er Unterricht in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache erteilte. Die fleißigen Schüler konnten sämmtlich die fünf Bücher Moses auswendig, und hielten bei Gelegenheit der Jubelfeier der ausburgischen Konfession, im Jahre 1730, in der Kirche zu Döbberneck gelehrte Reden und Disputationen. Mit solchen Vorkenntnissen ausgerüstet, bezog der Knabe die Stadtschule zu Wernigerode, welcher der Rector E. F. Schüze vorstand, hatte aber in den ersten Osterferien, welche er auf Besuch zu Hause zubrachte, beinahe sein junges Leben eingeübt. Auf einem Spaziergange zu einem Freunde seines Vaters, dem Prediger Limburg zu Sinsleben, fiel er nämlich in den angeschwollenen Selkebach, wurde zwar von einem alten Manne herausgezogen, aber für todt nach Sinsleben gebracht, wo er erst durch das Verfahren des Predigers in's Leben zurückkehrte. Durch die erbetene Verlängerung des Aufenthaltes wurde jedoch den zärtlichen Aeltern dieser Unfall verborgen.

Der fleißige, einnehmende Knabe erwarb sich zu Wernigerode mehrere für seine Bildung wichtige Gönner, unter denen namentlich der Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode, der ihm den Gebrauch seiner Bibliothek gestattete, und mit manchem Buche beschenkte, und der Geheimrath Reinhardt, der ihn zu Tische zog und die alten Klassiker mit ihm las, zu nennen sind. Leider hatte er schon im sechzehnten Jahre das Unglück, seine ihm theuern Aeltern zu verlieren! Von der Krankheit des geliebten Vaters, die ihm verschwiegen werden sollte, dennoch unterrichtet, weint der Jüngling die ganze Nacht, springt um Mitternacht aus dem Bette und bestürmt den Rector, ihn nach Hause gehen zu lassen. Des Rectors Sohn, sein Herzogsfreund, wirkt die Erlaubniß aus, und es reisen beide allein in einem zweirädrigen Fuhrwerk ab. Schon im Angesicht des weißen Thurmes von Ermsleben, bricht

ein Rad, und Gleim, von Ungebuld getrieben, verläßt seinen Gefährten, eilt in gerader Linie dem heimatlichen Thurne zu, und kommt gegen Abend zu Sinsleben an. Er hört die Glocken von Ermsleben lauten, und ach! erfährt auf seine Frage, daß sie den Uebereinnnehmer Gleim von Ermsleben begraben! — Welch schmerzliches Wiedersehen nun mit der geliebten Mutter! — Gleichwohl verweigert er hartnäckig den Vater noch einmal zu sehen, geht allein, in Gedanken und ohne Thränen, hinter dem Leichenzuge her, und tröstet, nach Hause zurückgekommen, seine trostlose Mutter. Zum Andenken seines am 26. April 1735 gestorbenen Vaters ließ er ein Trauergebidt drucken. Leider folgte diesem die untroöstliche Gattin schon am 20. Juli desselben Jahres nach! So waren die zahlreichen Geschwister gänzlich verwaist, und mußten daher in der ältesten, an den königlichen Amtsverwalter Fromme verheiratheten Schwester, die mütterliche Verforgerin dankbar ehren. Durch Unterstützung seiner Gönner, namentlich des erwähnten Geheimraths Reinhardt, und des Regierungsraths Rüdiger, in deren Familien er als Kind vom Hause behandelt wurde, konnte jedoch unser Wilhelm seine Schulstudien ungestört fortsetzen, und im Jahre 1738 beendigen. Ausgezeichnet durch die glücklichsten Anlagen, durch Fleiß und musterhaftes Betragen verließ er die Schule am 11. Nov. dieses Jahres mit einer lateinischen Abschiedsrede de eruditione imaginaria, und einer poetischen Lob- und Dankrede in mehr als 500 Alexandrinern, in welcher er seinen Wohlthätern Reinhardt und Rüdiger öffentlich Dank abstatete. Diese Poesien sind zwar im Geschmacke der damaligen Zeit, zeugen aber von jugendlicher Wärme, und vorherrschender Offenheit und Herzlichkeit, wie er denn auch stets mit liebender Erinnerung an seiner Schulzeit hing, und diese durch manches Faß Wein bethätigte, welches er später seinem alten Rector Schütz (+ 1781) schickte.

In großer Dürftigkeit und mit einigen Schulden, über die er in Briefen an seine älteste Schwester klagt, bezog er die Universität Halle, und wie er dort leben mußte, bezeugt ein Ausgabebuch, in welchem für das Jahr 1739 die Einnahme mit 60 Thalern, für das Jahr 1740 nur mit 56 Thalern aufgeführt ist, unter den Ausgaben aber sich die Ansätze von 2 Thlr. 12 Gr. für halbjährige Miete, und zwei Groschen für Pfeifen, Taback, Zucker und Milch, bei Gelegenheit eines Besuches aus Aschersleben, finden! — Später floß ihm aus einem kleinen antiquarischen Bücherhandel mancher Vortheil zu. Den Gedanken dazu erweckte in ihm die ausgebreitete Bücherkenntniß, die er sich durch Ordnen der Bibliothek des alten Kanzlers Ludwig erworben hatte. Gleim hatte sich dem Studium des Rechts gewidmet; Heineccius, Böhmer, Baumgarten und Meier waren seine Lehrer, und besonders hat Baumgarten und später noch Christian Wolf einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung gehabt. Die Musen wurden jedoch bald seine Lieblingsbeschäftigung, die ihn mit Gleichgestimmten zusammenführte. In einem Buchladen wurde er durch die Frage nach Bodmers Gedanken über die Verebsamkeit mit U. bekannt, und schnell und innig befreundet. Zu den beiden Freunden gesellten sich Rudrick aus Danzig und Götz aus Worms, und bildeten mit ihnen einen Musen-

verein, aus welchem von Gleim zuerst „der Versuch in scherzhaften Liedern“ hervorging. Die Freunde schlossen sich von den damals streitenden zwei Parteien, der bodmerschen und der gottschedischen, der ersteren an.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Wilhelm I.,

König von Preußen.

(Fortsetzung.)

So verbannte er in kurzer Zeit den Luxus von Hof, Stadt und Land. Bald hatte sich in Berlin der äußere Glanz in solide Wohlhabenheit verwandelt. Der Hof übte stets im Guten, wie im Bösen, einen großen Einfluß auf das Volk aus, und trägt durch sein Beispiel nicht wenig dazu bei, es zu verebeln oder zu verderben. —

Schon als Kronprinz hatte sich Friedrich Wilhelm an eine genaue Eintheilung und Benützung der Zeit gewöhnt, aber noch strenger ward die Tagesordnung nach seiner Thronbesteigung. Mit Reinigung des Körpers und Gebet begann sein Tagesgeschäft am frühen Morgen; denn schon um 5 Uhr im Sommer und um 7 Uhr im Winter kamen die Kabinettsräthe und Sekretäre und trugen ihm die eingegangenen Gegenstände vor, während er Thee trank und sich ankleiden ließ. Der König diktirte hierauf den Bescheid oder schrieb ihn eigenhändig an den Rand. Alle Befehle und Anordnungen gingen von seinem Kabinete aus. Nach dieser 2 bis 3 stündigen Arbeit erhielten die Minister und höheren Offiziere Audienz; um 10 Uhr begab sich der König regelmäßig auf den Paradeplatz, von da in seinen Marstall, welcher nicht mehr als einige 80 Reitpferde und wenige Postzüge Kutschpferde zählte. Auf diesem Wege nahm er Bittschriften an, und redete mit Allen freundlich, welche Etwas anzubringen hatten. — Aus dem Marstall ging der König in das Schloß zurück, wo sich nach 11 Uhr diejenigen geheimen Räte einfanden, denen er Befehle ertheilen wollte, und um 12 Uhr setzte er sich gewöhnlich an die Mittagstafel, zu welcher zahlreiche Gäste eingeladen wurden. Sie dauerte, bei vertraulicher Unterhaltung, 1½—2 Stunden, je nachdem dem Könige und seinen Gästen der Rheinwein schmeckte, und die Unterhaltung lustig war. Hatte der König besonders gute Laune, so ließ er hierauf noch Ungarwein herumgeben. Seine üble Laune konnte nichts leichter gänzlich umstimmen, als der Erwerb großer Leute für seine Grenadiere, wie das noch 1734 der Fall mit 2 großen Ungarn war, welche ihm der Graf Blumenthal zum Geschenk mitgebracht hatte. — Der Nachmittag und Abend war der Erholung gewidmet, aber gleichfalls nach bestimmter Ordnung, und nicht ohne dabei thätig zu sein und Etwas zu lernen. — Die Thätigkeit, Strenge, Pünktlichkeit und Ordnung des Königs wurden bald bekannt, und die Unterthanen, wie die Beamten, fürchteten das Wort, ja den Wink desselben.

Da seit dem Beginn des brandenburgischen Staates die Kriegsmacht demselben das größte Ansehen verliehen hatte, so mußte auch der Vorzug des Militärs in der Meinung des Fürsten den schnurrebärtigen Grenadier zum ersten Mann des Staates und das Militär zum ersten Stand der Ehre machen. Daher bestand der Umgang des Königs fast einzig aus Mi-

litärs, und Gelehrte dienten nur zur Unterhaltung als Hofnarren. Der Fürst Leopold von Dессau, der erste Feldherr des damaligen preussischen Heeres, den Prinz Eugen nur seinen Bullenbeißer nannte, ward sein Vorbild; nach ihm richtete er sich und seine ganze Armee, vom General bis zum gemeinen Soldaten. Selbst dessen Rohheit und Unwissenheit wurde als ein nothwendiger Zug des militärischen Charakters nachgeahmt. Man sah Alles, was ein tüchtiger Unteroffizier, nach damaliger Zeit, nicht zu wissen brauchte, als überflüssig an, und es wurde einem General eben so wenig übel gedeutet, wenn er kaum seinen Namen schreiben, als daß er nicht auf dem Seile tanzen konnte. Wer mehr schreiben konnte und mußte, wurde Tintenklecker und Schmierer genannt. Die Bibel, das Kriegs-Reglement und der Kalender enthielten alle nöthige Kenntnisse. Der König gab hierzu das Beispiel, indem er Narren als Gelehrte und Gelehrte als Narren behandelte. Die Wissenschaft, ohne Nutzen auf's Leben, war ihm ein Gräuel, wie der unnütze Hofprunk bei seinem Sinn für das Einfache, Nützliche und Solide. Durch das Anhören der philosophischen Streite am Hofe seiner Mutter, durch die langweiligen Verse der Hofpoeten seines Vaters, hatte er einen unüberwindlichen Abscheu vor aller Philosophie und Poesie gefaßt. Daher verachtete er die Akademie der Wissenschaften, welche übrigens auch sehr wenig leistete, nicht einmal das Schäumen des Champagners erklären konnte, so sehr, daß nur der Kalendermacher in Ehren blieb und er ihr einen Gefäß zum Präsidenten gab. Daher wollte er auch bei Hofe keine andre Gelehrte, als solche, welche die Zeitung vorlesen und erklären, aber auch zugleich die Rolle des Hofnarren spielen konnten.

Nach aufgehobener Mittagstafel pflegte der König, bei günstigem Wetter, entweder auszugehen oder auszureiten, aber nur von einem Pagen und einigen Reitknechten begleitet; in Potsdam und Musterhausen ging er gewöhnlich spazieren, und nur bei unfreundlicher Witterung fuhr er in einem offenen, zweispännigen Wagen mit seinen 3 Prinzen oder einigen Offizieren aus. Auch in Berlin machte er täglich Wanderungen zu Fuß und zu Pferde, wobei er sich gern mit den Leuten unterhielt, sie bei den öffentlichen Bauten zum Fleiße aufmunterte, manchem Hilfe Suchenden Gehör gab und Recht verschaffte, die Spaziergänger nach ihrer sonstigen Beschäftigung fragte, und die Müßiggänger zuweilen kräftig zur Arbeit antrieb. Denn so gern er es auch sah, wenn sich die Bürger ein Vergnügen machten; so mochte er doch den Müßiggang nicht dulden, und verjagte daher einst eine Gesellschaft von der Regelbahn mit dem spanischen Rohre. — Auch mochte er es nicht dulden, wenn man ihm absichtlich aus dem Wege ging; ein Tanzmeister mußte deshalb, zum Beweise seiner Aussage, einmal auf der Straße eine Sarabande vor ihm tanzen. Selten ging es ohne Abenteuer ab, und man erzählte sich mancherlei Anekdoten, von denen einige später Friedrich dem Großen fälschlich beigelegt worden sind. Einst verklagte ein Buchbinder den berliner Stadtrath bei dem Könige, welcher ihn darauf sogleich zum Rathsherrn machte, aber mit dem Befehle, ihm die Unregelmäßigkeiten des Magistrats anzuzeigen. Da dieß nicht geschah, rief ihm der König, als er ihn nach einiger Zeit wieder sah, die Worte zu: „Ihr seid alle Schelme; wenn ihr nicht mit regiert, so raisonnirt ihr, und

wenn ihr dann mit regiert, so macht ihr's nicht besser, als die Andern.“ — So war es immer! — Um 3 Uhr ward die Parole ausgegeben, wozu sich der König regelmäßig einfand.

Nach der Tafel beschäftigte sich Friedrich Wilhelm auch mit der Malerei. Sein Lehrer war Meister Händchen (Johann Adelfing), welcher ihm die Portraits der Bauern, Bedienten und großen Grenadiere vorzeichnen und die Farben reiben mußte. Die Grenadiere mußten dem Könige sitzen, und wenn das Portrait blässer oder röther war, als das Original, so überstrich er das Gesicht des Grenadiers, wie das Portrait, mit rother oder weißer Farbe und sagte: „Nun ist eines dem anderen ähnlich.“ — Einst wollte er an einem Portrait des Kronprinzen von Preußen die ihm mißfällige französische Halsbinde abändern, verunstaltete aber dadurch das Bild, daß Preußen untröstlich war. Dennoch behauptete der König, wiewohl nur im Scherze, daß er sich im Nothfalle mit seiner Malerei Etwas verdienen könne, und verkaufte zum Beweise einige seiner Gemälde an einen ihm bekannten Hoflieferanten, das Stück für 100 Thlr. Als dieser aber die Bilder mit der Ueberschrift aushing: „Von der Hand Sr. Majestät des Königs gemalt,“ kaufte er sie sogleich um einen viel höhern Preis zurück. — Selbst bei den Schmerzen des Podagras, welches ihn seit 1729 oft plagte und am Ausreiten verhinderte, daß er fahren mußte, malte der König häufig, wenn auch nicht mit der stoischen Gelassenheit, mit welcher der Philosoph Posidonios, von demselben Uebel gequält, vor Pompejus über das höchste Gut sprach. Denn da geschah es oft, daß er seinen Lehrer, wenn ihm ein Pinselstrich mißlang, mit Schlägen und Stößen traktirte. — Nach der Tagesordnung begab sich Friedrich Wilhelm im Sommer um 7, im Winter um 5 Uhr in seine Abendgesellschaft, das sogenannte Tabakscollégium, dessen Mitglieder größtentheils Militärs, auch merkwürdige Fremde und Lustigmacher waren. In Potsdam lud der König selbst Bürger, in Musterhausen auch den Schulmeister zuweilen dazu ein. Der Letztere hatte sich dadurch in große Achtung gesetzt, daß es dem Könige nicht gelang, seine Schüler zu dem Ausrufe zu bewegen: „Unser Schulmeister ist ein Esel!“ indem sie ihrem Schulmeister mehr Gehorsam als dem Könige schuldig zu sein glaubten. — Jeder Gast erhielt Taback und Pfeife, einen Krug Bier und ein Glas; später gab es Brod, Butter und Käse, zuweilen auch Schinken und Kalbsbraten; ja manchmal traktirte der König seine Gäste mit Fischen und Sallat, Speisen, die er sogleich selbst zurichtete. Jeder bediente sich selbst nach Belieben, weil die Dienerschaft nicht zugelassen wurde. Alle Mitglieder mußten rauchen, und der Fürst von Dессau, welcher nicht rauchte, mußte wenigstens eine unangezündete Pfeife in den Mund nehmen. Man unterhielt sich nach den Zeitungen über mancherlei Gegenstände und spielte manchen Schnack und Schabernack, besonders mit dem Hofnarren Gundling, zur Unterhaltung des Königs. Zur Abwechslung erlaubte der König auch eine Partie Schach, oder ein andres Brettspiel, nur nicht Karten. Da er in dieser Gesellschaft als ein bloßer Privatmann erscheinen wollte, hatte er auch jede zeremonielle Begrüßung verboten, so daß Niemand aufstehen durfte, wenn er eintrat oder wegging.

(Beschluß folgt.)

E l b i n g,

Fabrik- und Handelsstadt, unter dem 54° 10' n. Br. und 36° 4' ö. L., 1 Meile vom frischen Haff und Drausensee, an dem schiffbaren Flusse gleiches Namens, welcher aus dem Drausensee kommt, hierauf die Elbne und Fischau aufnimmt und dann durch die Stadt fließt, wo er die Vorstädte Grubenhagen und Speicherstadt von der eigentlichen Stadt scheidet, und sich durch den Bach Hummel verstärkt, liegt im Kreise Elbing, Regierungsbezirk Danzig der Provinz Preußen, (sonst Westpreußen), 4 Meilen von Marienburg, 12 M. von Danzig, 14 M. von Königsberg und 74 M. von Berlin, und zählt gegen 20,000 größtentheils evangelische Einwohner mit ungefähr 2200 Häusern. Hohe Mauern und Wälle umgaben zwar einst die Stadt, sie ward aber schon seit 1772 nicht mehr unter die festen Plätze gerechnet, und seit jener Zeit sind nach und nach die Mauern und Wälle abgetragen und die Festungsgräben ausgefüllt worden, so daß jetzt keine Spur der ehemaligen Festungswerke mehr vorhanden ist. Sie hat 5 Land- und 2 Wasserthore, 11 äußere und 3 innere Vorstädte, und zerfällt in die Altstadt (westlich) und die Neustadt (östlich) mit breiten und regelmäßigen Straßen, vielen hübschen Häusern und Gebäuden, besonders am Altmarkte, und nächtlicher Beleuchtung. Die Evangelischen haben 5 Kirchen, die Reformirten 1, die Katholiken 1 und die Mennoniten 1; die Juden 1 Synagoge. Unterrichtsanstalten sind: 1 evangelisches Gymnasium mit beträchtlicher Bibliothek, 1 Hebammeninstitut, 1 Bürgerschule, verschiedene Elementar-, Töchter-, Frei- und Armenschulen. Die vortrefflichen Armenanstalten begreifen 6 Hospitäler, 1 Waisen-, Speise- und Arbeitshaus, 1 Konvent für alte Frauen, 1 weibliches Diensthörsen-Stift und 1 großartige Industrie-Verpflegungs- und Erziehungsanstalt, welche 1810 von dem Engländer Richard Cowle († 1821) errichtet worden ist.

Die Altstadt besteht aus 5 gleichlaufenden Straßen, deren jede gegen Osten nach der Neustadt oder dem Mühlendamm ausläuft. Der alte Markt durchschneidet sie alle in einem rechten Winkel und auf demselben stand das Rathhaus und die katholische Kirche bis 1777, wo beide abbrannten. Seit 1782 steht das neue Rathhaus zwischen der Alt- und Neustadt und dem Mühlendamme auf dem Neumarkte, jetzt Friedrich-Wilhelmsplatz genannt. Die übrigen öffentlichen Gebäude sind hier: die katholische Pfarrkirche zu St. Nicolai, die evangelische Hauptkirche zu St. Maria, mit dem ehemaligen Kloster, das Gymnasium, das reiche Hospital zum h. Geist, mit der Garnisonkirche, und die beiden Kirchen der Reformirten und Mennoniten. In der Neustadt befindet sich die evangelische Kirche zu den h. 3 Königen und das ehemalige neustädter Rathhaus, jetzt ein Arbeitshaus. — Die inneren Vorstädte sind: der innere Mühlendamm, wo das Hospital und Waisenhaus zu St. Elisabeth und die Freimaurerloge constantia concordia zur gekrönten Eintracht, liegen; der innere Vorberg und die Speicherstadt oder Speicherinsel an der Elbing, vom Stadtgraben eingeschlossen. Die äußeren Vorstädte heißen: die Lastadie, größtentheils von Matrosen und Schiffen bewohnt, der Kuhdamm, der Unger mit der

evangelischen Kirche und dem Hospitale zum h. Leichnam; der äußere Mühlendamm; das neue Gut; der Georgendamm; die neustädter Vorstadt nebst den Scheunen, der evangelischen Kirche zu St. Anna, dem Georgshospital und der Pestbude; der marienburgische Damm; der Schiffer-Vorberg; der Grubenhagen und der Schiffsholm, deren Bewohner sich mit Gartenbau beschäftigen.

Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind, außer Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Gastwirthschaft, die Zuckerraffinerie, die Weberei, Gerberei, Seifensiederei, Segeltuch-, und Krastmehl-, Stärke-, Tuch-, Eichorien-, Vitriolfabriken, seit kurzem auch eine Runkelrübenzuckerfabrik, Schifffahrt und Handel. Der letztere beschäftigt sich besonders mit Federn, Holz- und Holzwaaren, Getreide, Borsten, Pferdehaaren, Wolle, Wachs, Garn, Seife, Fische, Obst, Pot- und Waibasche, Butter, Packleinwand, Kolonialwaaren u. Zu den Handlungsgebäuden und Anstalten gehören das Bank-Comptoir (Kommandite von Danzig), die Börse, 2 Krähne, 2 öffentliche Waagen, die Wager-, Haring-, Potasch-, Pack- und Salzhöfe, die Repperbahn, die Magazine an den Ufern der Elbing, die Schiffswerfte u. Seit 1828 besteht auch ein Gewerbeverein. — Ferner hat die Stadt 1 Buchdruckerei, 1 Buchhandlung, 6 Apotheken, 5 Mahl- und 2 Walkmühlen, 1 Loh-, 1 Del- und 1 Windmühle. — Elbing ist der Sitz des Landrathsamtes, eines Land- und Stadtgerichts, eines englischen Konsuls, eines niederländischen Vice-Konsuls u., und hat auch jetzt noch eine kleine Garnison. Die Stadt besitzt ihre eigne Feuerversicherungsgesellschaft, und ihr Hafen wird, wie der Kraffuhlskanal, welcher eine halbe Stunde von der Stadt die Elbing mit der Rogat verbindet, seit mehreren Jahren von städtischen Beamten verwaltet. Es erscheint hier eine Zeitung und ein Anzeiger.

Wie die Lage Elbings für den See- und Landhandel sehr vorthellhaft ist, so ist auch die Umgegend, abwechselnd mit Höhe und Niederung, sehr fruchtbar, und der Obstbau in der Niederung so beträchtlich, daß die Stadt gleichsam in einem Walde von Obstbäumen liegt. Sie bietet also auch angenehme Partien im Freien und gewährt durch ihre Lage, unweit dem frischen Haffe, zugleich angenehme Ausflüge zu Wasser. Für gesellige Vergnügungen im Sommer und Winter ist gleichfalls durch verschiedene Gesellschaften, das Cassino und die Ressource, gesorgt. Das 3 Meilen entfernte Städtchen Tolkem mit am frischen Haff, von Holzhandel, Fischerei, Störfang und Caviarbereitung sich nähernd, ist merkwürdig, wie Halle und Leipzig durch Lerchenstreichen, durch einen so reichen Drosselfang, daß oft viele Tausende dieser Vögel versendet werden.

Elbing, polnisch Elbiąg oder Elbląg, entstand 1237 durch den Landmeister Hermann Balk. Da er mit dem von dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen zurückgelassenen Kreuzheere die Eroberung Pogesaniens unternehmen wollte, beschloß er zu diesem Zwecke da, wo die Elbing aus dem Drausensee kommt, dieser gleichsam eine Vormauer der Landschaft bildete, eine neue Burg anzulegen.

(Beschluß folgt.)



Friedrich Wilhelms-Platz in Elbing.



Schweidnitz.

(Beschluß.)

Die Blüthenzeit von Schweidnitz endete mit dem Anfang des 30jährigen Krieges. Vor demselben war die Häuserzahl, größtentheils mit sogenannten Lauben, auf 1349 gestiegen; am Ende desselben standen nur noch 118 elende Hütten. Gleich anfangs ward sie wieder befestigt. Schon die grausame Bekehrung durch die lichtensteinischen Drago-ner that ihr großen Schaden durch die Auswanderung vieler Evangelischen. Noch trauriger ging es ihr aber, als sie Wallenstein 1633 belagerte, wo Brand, Hunger und Pest in ihren Mauern wütheten, sowie in den noch folgenden Kriegsjahren bis zum Frieden 1648. Nach seinem Siege in der Nähe der Stadt, eroberte sie Torstenson 1642. — Bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts war Schweidnitz ziemlich wieder aus seinen Trümmern erstanden, als es 1716 ein großer Brand abermals in Asche legte. Darauf bauete man die Stadt im italienischen Geschmacke wieder auf, und sie erhielt dadurch ein gefälligeres Ansehen; doch waren überhaupt erst 12 Häuser mit Ziegeln bedeckt, als Schweidnitz mit ganz Schlessien 1741 an Preußen kam. Seitdem folgten mehrere Jahre hindurch Gnadengeschenke zum Bauen und zur Ziegelbedachung. Bei Anlegung der Festungswerke 1748, wobei man Urnen und in der Tiefe Bernstein fand, wurden 70 Häuser dazu gezogen, und die großen Summen, welche der Festungsbau kostete, trugen viel zur Verbesserung des Wohlstandes bei. In den Kriegsjahren 1757, 58, 61 und 62 litt Schweidnitz wieder sehr durch die mehrmaligen Belagerungen und Eroberungen. Zuerst ward es 1757 von den Des-reichern unter Nadassdy, nach 16 Tagen, und dann 1758 von den Preußen unter Treskow, auch nach 16 Tagen wieder erobert. Im Jahre 1761 ward die Festung von Laudon überumpelt und 4 Stunden geplündert, wobei die evangelische Kirche um ein Kapital von 16,000 Thlr. kam, welches ihr jedoch der König nach dem Frieden mit 20,000 Thlr. in damaligem Gelde wieder ersetzte. Am merkwürdigsten ward die 63tägige Belagerung von 1762 unter Tauenzien durch den unterirdischen Krieg, österreichischer Seits unter Gribauval, preussischer unter Lefevre. Friedrich II. nahm zuletzt selbst den Oberbefehl, und nöthigte den Kommandanten zur Uebergabe. Nach dem Frieden erhielt die Stadt vom Könige 320,146 Thlr., aus der Feuer-Societätskasse 233,049 Thlr. und an Kollektengeldern 16,554 Thlr., so daß sie mit dieser Unterstützung verschönert aus dem Aschenhaufen emporstieg. Noch im Jahre 1785 schenkte ihr der König 20,000 Thlr. zu Ziegeldächern. Seitdem blühte sie im glücklichen Frieden wieder auf, bis sie die Kriegsjahre von 1806 und 1807 in neues Unglück stürzten. Nach einem 3tägigen Bombardement, durch welches nur die Stadt, nicht aber die Festungswerke viel litten, übergab sie der Kommandant von Haak, den 16. Februar 1807 den Franzosen, welche erst nach Sprengung der äußeren Werke und nach Bezahlung einer schweren Kriegssteuer den 5. Novbr. wieder abzogen. So lastete der Druck der französischen Zwingherrschaft, auch nach dem Frieden von Tilsit, noch schwer auf Schweidnitz, wie auf ganz Schlessien, bis zum Befreiungsjahre 1813, mit allen den Krieg

begleitenden Uebeln. Diese französische Eroberung zog ihr eine Schuldenlast von 180,000 Thlrn. zu, welche bis jetzt noch nicht ganz getilgt sind; denn nur langsam kehrte der Wohlstand durch Kunstfleiß, Verkehr und Handel zurück. Auch litt sie 1829 noch sehr durch die Ueberschwemmung. Indes ist die Verschönerung der innern Festungsstadt fortwährend im Steigen und damit eine musterhafte Reinlichkeit der Straßen verbunden. Vor Allem hat der Marktplatz in diesem Jahre durch die Vollendung des Gouvernements-Gebäudes eine neue Zierde erhalten. Auch an der Wiederherstellung der Festung wird ununterbrochen gearbeitet, ein großer Brückenkopf am striegauer Thore gebauet, und durch Aufräumung der Festungsstrümmer der Stadt ein freundlicheres Ansehen gegeben. In den Zickzack der Glacis-Einfassung wird eine schöne Promenade angelegt, für deren Erweiterung und Verschönerung sich, wie seit 1837 für die Obstbaumkultur, ein Promenaden-Verein gebildet hat. In diesen parkartigen Anlagen, mit reizenden Ausichten auf die umliegende Landschaft, befindet sich das Grabdenkmal des Generals von Knobloch (+ 1764), von Friedrich dem Großen ihm errichtet. — Als merkwürdige Schweidnitzer sind noch zu erwähnen: der lateinische Dichter Ursinus Velius, welchen Kaiser Maximilian eigenhändig zu Bologna krönte; der erste deutsche Hanswurst Stranitzki, welcher 1708 als Nebenbuhler der italienischen Buffone in Wien auftrat, und der Schicksalsmensch Köffler, welcher als Soldat zweier Jahrhunderte fast alle Kriege zu Lande und zur See mitmachte. Seine interessante Biographie von Riek ist unter dem Titel: „der alte Sergeant“ vor einigen Jahren in Breslau erschienen.

Friedrich der Große und Feldmarschall Daun vor Schweidnitz im Jahre 1762.

In Folge der schnellen Eroberung Schlesiens durch die Preußen, kam auch Schweidnitz 1741 in die Gewalt des Königs und wurde, wie alle schlesische Festungen, in besseren Vertheidigungsstand gesetzt. General Walltrabe ließ auf der Wasserseite ein neues Hornwerk, auf der Landseite mehrere kleine Forts mit dazwischen gelegten Halbmonden erbauen; war aber treulos genug, den Plan dieser neuen Verstärkungsmittel, gegen eine ansehnliche Geldsumme, dem wiener Hofe in die Hände zu spielen, wofür er jedoch vom Könige mit lebenslänglichem Festungsarreste bei beschränkter Kost bestraft wurde.

Die Wichtigkeit der Lage setzte Schweidnitz im 7jährigen Kriege mehreren Belagerungen aus; auch fiel die Festung zweimal wieder in österreichische Gewalt: 1757 eroberte sie der General Nadassdy nach 16tägiger Beschießung. In demselben Zeitraume nahm sie aber General Treskow 1758 den Desreichern wieder ab. Nachdem im Sommer 1761 die Russen sich mit den Desreichern vereinigt hatten, wurde Schweidnitz abermals mit einer Belagerung bedroht, welche der König jedoch durch Beziehung eines stark verschanzten Lagers bei Bunzelwitz verhinderte. Als aber Feldmarschall Buturlin mit den Russen abzog, und der König den

bei Schweidnitz stehenden Feldmarschall Laudon durch Bedrohung seines Rückens ebenfalls zum Verlassen dieser Gegend nöthigen wollte, benutzte Laudon die Entfernung seines königlichen Gegners, und brachte die nur schwach besetzte Festung durch Ueberfall in seine Gewalt.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth und die Thronbesteigung Peters III. führte eine Aenderung der politischen Verhältnisse zwischen Rußland und Preußen herbei, die, obgleich von kurzer Dauer, dennoch großen Einfluß auf die glückliche Beendigung des Krieges hatte. Die Russen und Schweden traten nicht nur vom Kriegsschauplatz ab, sondern Peter III., ein enthusiastischer Verehrer des großen Friedrichs, stellte auch 20,000 Mann unter Feldmarschall Czernitschef, zu dessen Verfügung, wodurch der König zu Anfang des Feldzugs 1762 ein Uebergewicht erlangte, während er bisher kaum halb so viele Streiter, als seine Gegner in's Feld zu stellen vermocht hatte.

Gleich nach Ankunft der Russen rückte der König gegen Schweidnitz, dessen Wiedereroberung sein nächster Zweck war. Feldmarschall Daun hatte hinter dieser Festung, in welcher sich 12,000 Mann Besatzung befanden, eine starke Stellung genommen, und mußte in das Gebirge zurückgeworfen werden, bevor zur Belagerung geschritten werden konnte. Auf die kräftige Mitwirkung der Russen hierbei hatte der König ganz besonders gerechnet, und die Disposition zum Angriffe war auch schon ausgegeben, als die Nachricht von der Ermordung Peters und von der Abberufung der Russen seine großartigen Pläne durchkreuzte. Wurde Daun von diesem plötzlichen Wechsel der Dinge sofort in Kenntniß gesetzt, so stand zu befürchten, daß er hieraus manchen wichtigen Vortheil zu ziehen suchen werde.

Nur ein energischer Entschluß konnte den König aus dieser Verlegenheit retten, und er war anfangs gesonnen, das russische Hilfscorps schnell entwaffnen zu lassen; doch bangte ihm vor den möglichen Folgen dieser gewaltthätigen Handlung. Das Genie des großen Friedrichs fand jedoch bald einen besseren Ausweg. Er ließ einen seiner Adjutanten, den Major Grafen von Schwerin, rufen, welcher mit Czernitschef und mehreren seiner Offiziere durch längeren Aufenthalt in Petersburg sehr befreundet war. Dieser mußte noch denselben Nachmittag zu Czernitschef reiten und ihn zu einer geheimen Unterredung einladen. „Bringen muß Er ihn,“ sagte der König zu Schwerin, „es koste, was es wolle; ich muß Czernitschef noch diese Nacht sprechen; Er bürgt mir mit dem Kopfe dafür.“ —

Mit schwerem Herzen trabte Schwerin dem russischen Hauptquartiere zu, wo er Alles schon in größter Bewegung fand; denn Czernitschef hatte bereits Befehl erhalten, alle Feindseligkeiten gegen die Destreicher einzustellen, diese davon in Kenntniß zu setzen und den Rückmarsch anzutreten. Alle Generale waren versammelt, um der neuen Kaiserin Katharina Treue zu schwören, und Schwerin hatte Mühe Zutritt im Hauptquartiere zu erhalten, wo man den Adjutanten des Königs schon mit lauernden Blicken betrachtete. Zum Glück war die Cereemonie bald vorüber; es wurde auf das Wohl der neuen Monarchin tüchtig getrunken, und Schwerin fand nun Gelegenheit, den Feldmarschall ohne

Zeugen zu sprechen. Er machte ihn ohne Umschweif mit dem Wunsche des Königs bekannt, dem einige plausible Gründe untergelegt wurden, erhielt aber von Czernitschef zur Antwort: daß er sich bei der gänzlichen Veränderung des politischen Systems durch diesen Schritt einer großen Verantwortlichkeit aussetze, auch überhaupt jetzt viel zu beschäftigt sei, indem er dem Feldmarschall Daun von den erhaltenen Instruktionen sofort Mittheilung machen müsse. Schwerin wiederholte seine Bitte in anderer Form und setzte hinzu: „Euer Excellenz kennen meinen König; bringe ich Sie nicht noch heute Abend zu ihm, so habe ich meinen Kopf verwirkt, denn mit diesen Worten bin ich abgefertigt worden; nun thun Sie, was Sie können und wollen.“ — Czernitschef gab endlich nach, sagte zu seinen Generalen, daß er dringende Geschäfte mit dem Adjutanten des Königs habe, sie auf kurze Zeit verlassen müsse; entfernte sich mit Schwerin und ritt unbedenkt fort.

Friedrich harrete in banger Ungeduld, am Fenster stehend, der Ankunft des Feldmarschalls, kam, als er ihn endlich erblickte, selbst mit dem Lichte herunter und führte ihn in sein Gemach. Schwerin mußte dafür sorgen, daß Niemand in dessen Nähe komme; die Dienerschaft war schon früher entfernt worden. — Die Unterredung dauerte fast eine Stunde. Endlich öffnete sich die Thür. Der König umarmte beim Abschiede den Feldmarschall, Beide waren sehr gerührt. „Nun will ich Sie nicht länger aufhalten, sagte Friedrich zu Czernitschef; aber nie werde ich vergessen, daß Sie der Mann sind, der das Unglück, welches mir drohte, mindern half. Hätte ich Königreiche zu verschenken, ich gäbe Ihnen eins; nun gute Nacht.“ — Czernitschef konnte sich vom Könige kaum losreißen und stammelte die wenigen Worte: „Machen Euer Majestät mit mir, was Sie wollen; das, was ich Ihnen versprochen habe, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Eurer Majestät zu zeigen, wie sehr ich Sie verehere.“ —

Schwerin erhielt Befehl, den Feldmarschall zurück zu begleiten. Lange beobachteten Beide ein tiefes Stillschweigen, bis endlich Czernitschef, wie aus tiefem Schlafe erwachend, ausrief: „Was ist doch Ihr König für ein Mann! Was gäbe ich nicht darum, wenn ich in seinen Diensten stände! Wer kann diesem Manne widerstehen, wenn man ihn reden hört! Auf dem Schaffote, das ich vielleicht um seinetwillen besteigen muß, werde ich noch mit Entzücken an Alles das denken, was er mir heute gesagt hat. Versichern Sie dem Könige, daß, wenn er noch Etwas mehr als mein Leben verlange, ich es mit Freuden hingeben wolle.“ — Was der König durch seine Ueberredungskunst in diesem kritischen Momente von Czernitschef zu erlangen gewußt hatte, bestand im Wesentlichen darin, daß Daun erst nach 24 Stunden von den Vorfällen in Petersburg unterrichtet werden, und Czernitschef am folgenden Tage seine Truppen gegen die Destreicher in Schlachtordnung stellen solle, damit dieselben genöthigt würden, ihnen ebenfalls ein Corps entgegen zu stellen. Der König erlangte dadurch noch den Vortheil, daß seine Truppen, welche von den politischen Unfällen nichts wußten, durch die Gegenwart der Verbündeten zum Angriffe auf Dauns



Der Dom zu Halberstadt.



Stellung noch mehr ermuntert wurden. Er erreichte seinen Zweck vollkommen. Die Russen spielten aber während des Gefechts bei Burkensdorf (den 21. Juli) die allersonderbarste Rolle. Gleich unerfahrenen Statisten in einem heroischen Schauspiel standen sie da, ohne zu wissen warum; denn Czernitschew, der aus seinem Ritte zum Könige kein Geheimniß gemacht, hatte den noch halbtrunkenen Generalen gesagt, daß der König über die Aenderung der russischen Politik sehr aufgebracht gewesen sei, mit Entwaffnung gedroht habe u. s. w., und daß es ihm deshalb der Vorsicht angemessen erscheine, die Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Die Aufstellung hatte er aber so angeordnet, daß hierdurch eben so gut die Oesterreicher als die Preußen in der Flanke bedroht wurden.

Durch diesen diplomatisch-militärischen Kunstgriff gelang es dem Könige, die Oesterreicher ohne große Opfer zurückzudrängen, worauf Schweidnitz eingeschlossen und belagert wurde. In dieser durch geschickten Angriff und kunstvolle Vertheidigung merkwürdigen Belagerung trat der seltene Fall ein, daß zwei Franzosen die gegenseitigen Arbeiten leiteten. Der General Gribauval stand in Schweidnitz als Festungsingenieur, der Major Lefevre war sein Gegner; Beide hatten sich als Schriftsteller über den Festungskrieg bereits hohes Ansehen erworben, huldigten verschiedenen Theorien, und sollten die Vorzüglichkeit derselben jetzt durch die That bewähren. Das Weitere gehört jedoch nicht hierher.

Feldmarschall Daun hatte bisher wenig gethan, entwickelte auch nach dem Abmarsche der Russen keine bemerkenswerthe Thätigkeit, glaubte aber doch wenigstens einen Versuch zum Entsatz von Schweidnitz machen zu müssen, und griff am 16. August ein abgesondertes Corps des Königs, unter dem Prinzen von Bevern bei Reichenbach mit großer Uebermacht an. Die Einleitung dazu war, wie gewöhnlich, sehr gut eronnen, die Ausführung aber mangelhaft; auch eilte der König zur rechten Zeit zur Unterstützung herbei und schlug den Angriff zurück. Von diesem Tage an gab Daun einen müßigen Zuschauer ab, und sein Benehmen kontrastirte so sehr mit der rastlosen Thätigkeit des Königs und des in Schweidnitz befehligen Generals Guasco, daß die Wiener darüber höchlichst erbittert waren, und ihren Unwillen in den heißendsten Spottreden und Zerbildern kund gaben. Unter den Letzteren verdient eines besondere Erwähnung. Das Bild stellte die belagerte Festung vor; General Guasco, auf dem Walle stehend, rief um Hilfe. In großer Ferne sah man Dauns Armee als Zuschauer in Parade aufgestellt. Der Feldmarschall saß vor der Fronte in einem Armstuhle mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe, einen in der Scheide steckenden Degen, ein Geschenk des Papstes, emporhaltend, auf welchem die Worte zu lesen waren: „Du sollst nicht tödten!“ Zur Linken stand Laudon mit niedergeschlagenen Armen und auf den Rücken gebundenen Händen; zur Rechten Laschy, der unermüdlche Planmacher, mit einer Pergamentrolle in der Hand, welche die Ueberschrift hatte: „Plan zum Feldzuge 1763;“ auf der Rolle selbst war aber nichts zu lesen. Die übrige Generalität bildete drei Gruppen, wovon die eine sich schlaftrunken die Augen wischte, die andere die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, die dritte hämisch lächelte.

Wahrscheinlich sollte hierdurch die getheilte Meinung im österreichischen Hauptquartier angedeutet werden. — Die Festung mußte daher nach Uebereinkunft, eben so hartnäckiger als kunstvoller Vertheidigung dem königlichen Feldherrn die Thore öffnen, die Besatzung das Gewehr strecken.

Der Dom zu Halberstadt.

Halberstadt, eine der ältesten Städte Deutschlands, merkwürdig überhaupt durch seine alterthümliche Bauart, besonders aber durch seine Kirchen aus dem Mittelalter, bietet in dieser Hinsicht einen charakteristischen Stufengang des verschiedenen Baustyls vom 10. bis zum 16. Jahrhunderte dar. Noch ausgezeichnete als die bereits 1005 vollendete, mit schönen, fast lebensgroßen Stück-Reliefs und Frescomalereien aus dem 12. und 13. Jahrhunderte geschnückte, herrliche Liebfrauenkirche, ist der Dom zum h. Stephan.

Schon Bischof Hildegwin legte unter Ludwig dem Frommen (814—840) den Grund zum Münster des h. Stephans, dessen Vollendung und Einweihung aber erst Hildegwin II. 859 sah. Dieses Gebäude fiel aber schon 965 wieder ein. Darauf erbaute Bischof Hildebrand bis 991 eine neue Domkirche, welche in Kaiser Ottos III. Gegenwart eingeweiht und von ihm mit den Reliquien des h. Stephans und seinem goldenen Zepter beschenkt wurde. Aber schon 1060 legte eine Feuersbrunst diesen Dom mit einem großen Theile der Stadt wieder in Asche. Bischof Burkard vollendete den Wiederaufbau noch in 11 Jahren und weihte das neue Gebäude in Gegenwart Heinrichs IV. 1171 feierlich ein. Unter dem Bischof Reinhard litt dieser Dom mit der Stadt viel im Kriege mit Kaiser Heinrich V., welcher den rebellischen Bischof in die Acht erklärt hatte, ward aber 1137 vom Bischof Rudolf wiederhergestellt. Neues Unglück brachte der Krieg mit dem Herzog Heinrich dem Löwen, welcher 1179 die Stadt erstürmte und mit dem Dome einscherte. Der Neubau begann 1181 und war bis 1220 in erweiterter und verschönerter Gestalt vollendet. Auch noch später litt der Dom durch mehrmaligen Brand, wie durch den nagenden Zahn der Zeit, und erhielt von Zeit zu Zeit noch manche Ausbesserung, so daß der Bau desselben in seiner gegenwärtigen Gestalt bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts gedauert hat. Von den Baumeistern, welche an demselben gearbeitet haben, ist nichts bekannt.

Auch eine der h. Maria geweihte Krypta hatte der Dom, welcher nach seiner äußern Gestalt und Verzierung, wie nach seiner innern Erhabenheit, zu den herrlichsten Bauwerken des Mittelalters gehört. In der gewöhnlichen Kreuzesform ist er aus gelblich grauem Muschelkalkstein, theilweise auch aus Quadersteinen erbaut. Der Konstruktion liegt überall ein breiter Spitzbogen, den Verzierungen Winkel und Kreisbogen zum Grunde. An der Vorderseite steigen über dem reichgeschmückten Hauptportale zwei viereckige Thürme in die Höhe, deren unterer Theil, wie der ganze Zwischenbau mit dem Glockenhaus, aus der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts, im sogenannten Uebergangsstyle ist. Hin-

ter denselben steigt noch aus dem Kreuze ein Spizthürmchen empor. Ueber dem Portale ist ein hoher, breiter Spizbogen, unter welchem 2 auf einem Pfeiler ruhende Kreisbogen den Thürsturz bilden. Der Pfeiler selbst dient als mittler Thürpfosten, vor welchem eine Säule hervortritt, deren Schaft einer Statue des h. Stephans hat weichen müssen. Das Giebelfeld unter dem großen Spizbogen über dem Thürsturz hat eine scheinbar durchbrochene, orgelartige Säulenabstufung mit den Brustbildern des Heilandes und der Evangelisten; unten rechts und links erblickt man geflügelte Lämmer mit Heiligenscheinen; in der Mitte einen schreitenden Löwen. Die, gleich dem Bogenwerke in die Gewände tief eingehenden und bis an die Thür eingelegten Säulen treten neben denselben an beiden Seiten als Säulengruppen hervor, und werden oben durch verkuppelte Kapitälchen, in der Mitte durch ein Band zusammen gehalten. Ähnliche Säulengruppen befinden sich an den Ecken der Thürme, und je zwischen 2 Säulengruppen sind große Blendfenster, unten mit fast freistehenden Säulen. In dem meisthaftesten Bogenwerke des Portals treten, zwischen dem 2. und 3. Stabe, Blätter, zwischen dem 3. und 4. aber 13 Köpfe, Christus und die 12 Apostel, hervor; am Fuße eines jeden Stabes wechseln stehende und liegende Figuren ab. Das um beide Thürme über dem ersten Hauptstocke herumlaufende Gesims besteht gleichfalls aus Kreisbogenverzierungen. Wie der Anblick des kunstreichen Portals und der gewaltigen Thürme den Beschauer mit Staunen und Bewunderung erfüllt, so entzückt ihn die reizende Aussicht auf die Stadt und Umgegend, welche die schmale um das Dach der ganzen Kirche herumlaufende Gallerie oder der sogenannte bleierne Gang gewährt.

Das Langhaus ist größtentheils aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, das Chor aber erst im 14. Jahrhunderte vollendet. Die Vorchalle des Zwischenbaues, wo sich das bedeutende Orgelwerk befindet, besteht aus einem flachen Kreuzgewölbe, und über der Orgel ist wieder ein spitzes Kreuzgewölbe, dessen obere Fläche den Fußboden des Glockenhauses bildet. An dem Thürsturz des Treppenaufganges, im Innern der Vorchalle des nördlichen Thurmes, sind vorzüglich schön gearbeitete Kragsteine, im Giebelfelde über der Thür ein arabeskenartig verschlungener Baum, und unter demselben greifartige Vögel mit Thierköpfen. An der Nordseite des südlichen Thurmes ist das Baumeisterwappen mit der Jahreszahl 1574.

Die 3 ersten, den Thüren zunächst stehenden, Strebepfeiler haben viel Ähnliches mit denen der Kathedrale von Rheims und der Metropolitankirche auf dem Grabschiffe zu Prag: auf dem ersten Absätze stehen an 3 Seiten offene Bilderhäuser, mit freistehenden Säulen und spitzigen Dächern; darin er-

blickt man den Weltheiland, den h. Stephan und die Himmelskönigin. Die 4 nächsten Strebepfeiler, wahrscheinlich um 1258 erbauet, sind das Werk eines andern Meisters, und gehören zu den reichsten, edelsten und vollendetsten Bauwerken des Spizbogenstils. Auch sie haben offene Bilderblenden mit Kragsteinen, aber ohne Gestalten. Die Strebepfeiler des hohen Chores sind einfacher, wiewohl auch mit Kragsteinen, Fensterblenden und Bilderdächern, von trefflicher Arbeit und Verzierung. Die Seiten der Kreuzarme haben keine Strebepfeiler, und die Eckstrebepfeiler des Kreuzgiebels sind den übrigen ähnlich und bilden eine mit dem Ganzen übereinstimmende Verzierung. Zwischen den beiden östlichen Pfeilern des Chores ist die Bischofskapelle eingebauet und mit kleinen, einfachen Strebepfeilern versehen. Die Mittagsseite des Domes ist von dem kleinen Friedhof und den Stiftsgebäuden umgeben, unter welchen der Kreuzgang weggeht.

Das Innere des Domes ist besonders ergreifend beim Eintritt durch die westliche Vorchalle, indem da die langen Reihen der hochaufsteigenden Pfeiler und der kühn gespannten Wölbungen, mit der ungemeinen Tiefe der dreischiffigen Kirche, dem Auge in ihrer ganzen Erhabenheit erscheinen, verschönert durch die herrliche Beleuchtung, welche die Farbenpracht der Glasmalereien in den Fenstern des hohen Chores und der Bischofskapelle über die heiligen Hallen verbreitet. Die Emporen in den Kreuzarmen haben durchbrochene Brüstungen von Stein, welche auf verzierten Säulenbogen ruhen. Das hohe Chor ist von dem Schiffe der Kirche nach Westen durch den Bischofsstuhl und von den Absseiten durch eine zierliche, mit Steinbildern geschmückte Mauer getrennt. Der Bischofsstuhl, welcher eine besondere Zierde dieses Domes ist, besteht aus drei hochgeschwungenen Spizbogen, beurfundet sich aber durch seinen übermäßigen Schmuck von Spizen, Blendfenstern und Schnörkeln als ein Werk des 15. Jahrhunderts, wo man die frühere einfache, aber so großartige Anordnung verlassen hatte. Dasselbe gilt von der Mehrzahl der im Dome befindlichen Steinbilder. — Gegen Osten im hohen Chor steht der Hauptaltar, neuerdings durch die Huld des Königs mit 2 Gemälden und einer Decke geziert. Das eine Gemälde stellt Christus am Ölberge, von Rembrandt, das andere das Abendmahl des Herrn von Klinger in Berlin dar. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten des Domes gehört die Orgel, eine der größten und berühmtesten Deutschlands, von Herbst und Sohn aus Magdeburg 1719 vollendet. Die werthvolleren Alterthümer und Kunstwerke, darunter ein Altargemälde, die Kreuzigung von Johann Nepomuk, werden in einem Zimmer der Stiftsgebäude aufbewahrt. Das harmonische und feierlich tönende Glockengeläute des Domes ist berühmt.

Hierzu als Beilagen:

- 1) Johann Wilhelm Ludwig Gleim. 2) Der Friedrich Wilhelms-Platz in Elbing.
- 3) Der Dom zu Halberstadt.





III. 3.

B. I.

Leopold von Dessau.